

Nationsbildung der Ukraine im Spiegel der Kämpfe um die Nationalisierung von Religion (1861–1921)

von Ricarda Vulpius, Berlin

Noch heute reiben sich viele Menschen im westlichen Europa verwundert die Augen und fragen sich, wie scheinbar aus dem „Nichts“ heraus eine neuer und zudem der flächengrößte Staat Europas (Russland beiseite gelassen) 1991 auf der politischen Landkarte erscheinen konnte. Das Wissen um die Ukraine, ihre Bewohner und ihre Geschichte ist verhältnismäßig dünn gesät – ein Erfolg der sowjetischen Selbstdarstellung, wonach die verschiedenen nationalen Identitäten hinter die einende, sowjetische Identität zurückgetreten seien und kaum mehr Bedeutung hätten. Im verständlichen, zuweilen aber übereifernden Nachholbedürfnis nach Anerkennung einer ukrainischen Nation im Bewusstsein der europäischen Öffentlichkeit bemühen sich ukrainische Historiker und Staatsmänner, gegen russische bzw. sowjetische Vereinnahmungen von Teilen der Geschichte anzugehen, die als die „eigenen“ angesehen werden. Aneignung der Geschichte bzw. genauer: Aneignung der Deutungsmacht über die Geschichte für die kollektive Erinnerung ist dabei konstitutiv für die Gegenwart und Zukunft des jungen Staates. „Leben ist, woran man sich erinnert“, hat Gabriel García Márquez geschrieben, und man könnte dies erweiternd auch auf das „Leben“ der Ukraine als Nationalstaat formulieren: Er wird langfristig nur dann gegen Expansionswünsche der Russischen Föderation bestehen können, wenn die Gesellschaft kollektive Erinnerung kreieren, sich auf ein gemeinsames, von russischer Deutung unterschiedenes Geschichtsbild einigen können.

Das größte Hindernis für die Ukrainer, aber auch für die Stabilität des russischen nationalen Selbstverständnisses ist das Verhältnis zum „großen“, russischen bzw. zum „kleinen“, ukrainischen Bruder. Schon das russische Zarenreich hatte ein Problem mit der Ukraine. Gegenüber keiner anderen Ethnie verhielt sich die Regierung des damaligen Vielvölkerreiches vergleichbar restriktiv und allergisch wie gegenüber den von russischer Seite als *Kleinrussen* bezeichneten Ukrainern. Nicht nur der Name Ukraine wurde im 19. Jahrhundert aus dem offiziellen Sprachgebrauch verbannt, auch von der Sprache behauptete der russische Innenminister Valuev 1863, dass es sie nie gegeben habe, nicht gebe und auch nie geben wer-

de. Bis in die jüngste Zeit hinein war die Zugehörigkeit der *Kleinrussen* zu einem großrussischen Reich für das Identitätskonzept der Russen konstitutiv.

Umgekehrt dominierte das Verhältnis zu den *Großrussen* das Schicksal der ukrainischen Nationswerdung. Je stärker sich seit dem 17. Jahrhundert Teile der Ukraine an den großen Nachbarn anlehnten, meist aus Schutzsuche gegenüber vermeintlichen oder tatsächlichen Begierden des als „kriegerisch“ wahrgenommenen Katholizismus aus dem Westen, desto stärker waren sie zur Aufgabe ihrer politischen und allmählich auch kulturellen Eigenständigkeit gezwungen. Ein Zusammenwirken mit großrussischen Kräften – sei es auf politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Ebene – hatte immer die Assimilierung an den größeren Bruder zur Folge.



Vasyl' Lypkivs'kyj, erster Metropolit „von Kiev und der ganzen Ukraine“ der Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche (1921–1927)

Spiegelbild dieser engen Interdependenz und besonders fruchtbare Feld für die Analyse der ukrainisch-russischen Beziehungen sind die innerkirchlichen Beziehungen. Die orthodoxe Kirche bietet sich besonders gut zur Untersuchung an, weil die für sie charakteristische enge Verknüpfung von Religion und Ethnizität einerseits sowie von Kirche und Staat andererseits sie zum Instrument nationaler Ziele auf beiden Seiten prädestinierte. Wann immer in der Geschichte eine orthodox geprägte Ethnie die staatliche Unabhängigkeit erlangte, hatte sich die orthodoxe Kirche in institutioneller und sozialer Hinsicht zu einer Nationalkirche entwickelt – so in Russland, Serbien, Griechenland, Bulgarien, Georgien, Rumänien und in Mazedonien. Für die russophile Seite der Kirchenkreise lag die Bedeutung einer russischen Nationalkirche daher in der Bindung der Ukrainer an den großrussischen Staat, auch und

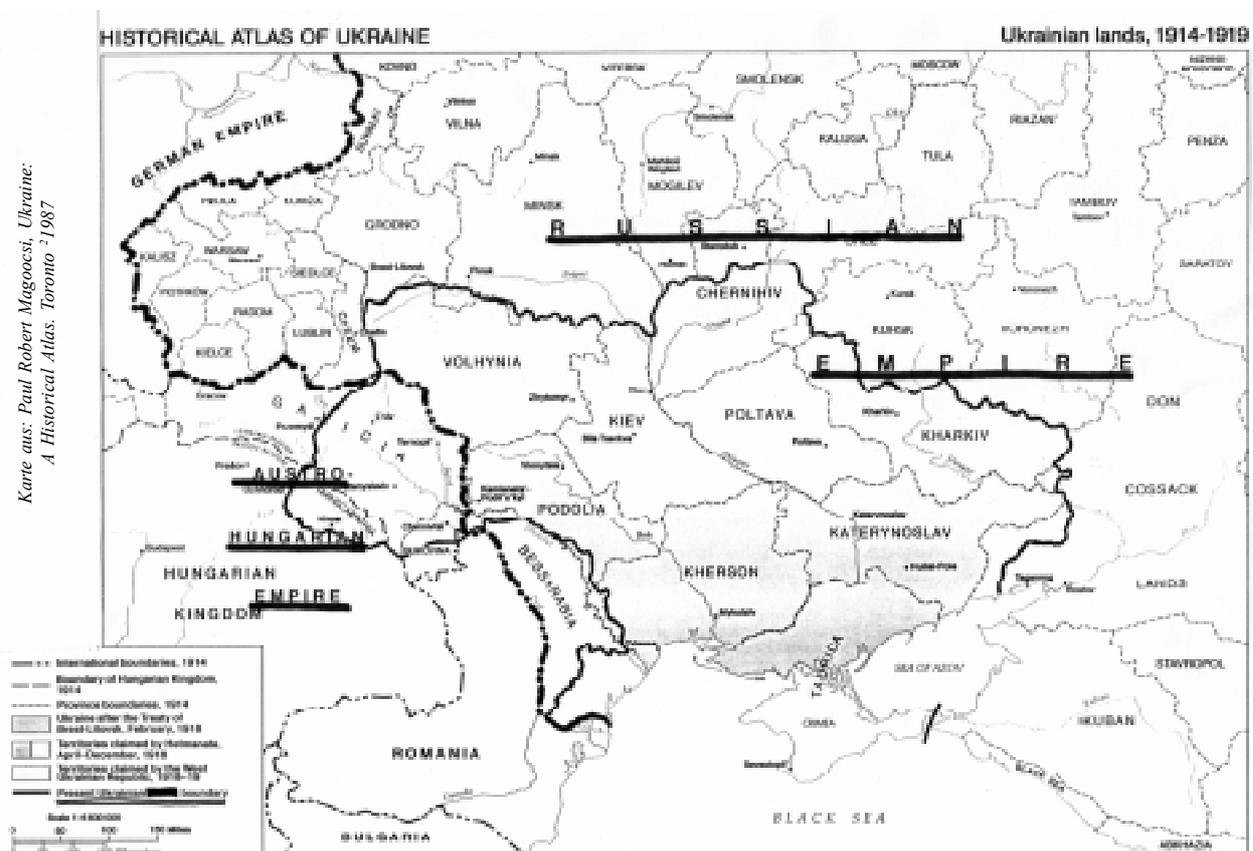
gerade zu Zeiten, in denen die gemeinsame Staatlichkeit mit den Ukrainern abhanden gekommen war. Für die ukrainophile Seite bot mangels staatlicher Kontinuität die Kirche im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert das – wenn auch nicht immer genutzte – Potenzial, eine gedankliche Brücke zur Blüte ukrainischer Eigenständigkeit im 17. Jahrhundert zu kreieren und damit die ukrainische Staatsgründung in den Jahren nach der Februarrevolution von 1917 zu unterstützen.¹

Besonders reizvoll erscheint die Untersuchung der Dichotomie des russophilen und ukrainophilen Lagers im Vergleich mit den Verhältnissen innerhalb der ukrainisch unierten (oder auch griechisch-katholisch genannten) Kirche in Galizien, welche dort mittels Förderung durch die habsburgische Regierung und durch die konfessionelle Konfrontation mit den katholischen Polen eine Vorreiterrolle für die ukrainische Nationalbewegung einnehmen konnte. Im folgenden seien einige vorläufige Ergebnisse dieses Vergleiches zusammengefasst.

Während die griechisch-katholische Kirche im Anfangsstadium der ukrainischen Nationalbewegung für diese von Bedeutung war und anschließend ihre Relevanz eher abnahm, verlief die Entwicklung in Kleinrussland genau umgekehrt. Mit zunehmender politischer Destabilisierung des Zarenreiches gewann der ukrainophile „Flügel“ der Geistlichkeit an Bedeutung, bis er nach der Revolution durch die Gründung der Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche (UAOK) seinen Höhepunkt erreichte. Die Ursache hierfür weist auf einen weiteren signifikanten Unterschied hin: Die ukrainophilen westukrainischen Geistlichen verdankten ihre gesellschaftlich privilegierte Position in erster Linie der Regierung in Wien, waren daher regierungstreu und zählten im Laufe des 19. Jahrhunderts in Opposition zur erstarkenden sozialistischen (und vielfach atheistisch gesinnten) Bewegung eher zu den politisch und sozial verharrenden Kräften Galiziens. Für die meisten

ukrainophilen Geistlichen der Dnjepr-Ukraine galt das Gegenteil. Besonders für die späteren Begründer der UAOK dienten St. Petersburg und die russisch-orthodoxe Kirche als Inbegriff des überkommenen, reformunfähigen Systems. Bereits in ihren vorrevolutionären Aktivitäten tauchen neben nationalen Bestrebungen (besonders auf dem sprachlich-kulturellen Gebiet) immer auch sozialistische Forderungen auf, die vor allem auf eine Umgestaltung der hierarchischen kirchlichen Verwaltungsstrukturen zielten. Die religiöse Reformbewegung wirkte zum Teil daher als Stimulanz für eine ethnisch-nationale „Selbsterneuerung“. Nach 1917 finden beide Ziele gleichberechtigt Eingang in das Programm der UAOK: Ukrainische Sprache im Gottesdienst und auf allen kirchlichen Ebenen, vollständige kirchliche Eigenständigkeit (Autokephalie) und Demokratisierung der Kirchenstrukturen (*Sobornopravnist*’).

Ein weiterer entscheidender Unterschied zwischen der kirchenpolitischen – und damit auch nationalen – Entwicklung der Westukraine und der Dnjepr-Ukraine lag in der unterschiedlichen Wirkung der Feindbilder. Ihre Bedeutung für die relative Schwäche bzw. Stärke des ukrainophilen Lagers innerhalb der Kirchenkreise kann kaum überschätzt werden: Während in Galizien die religiöse Differenz gegenüber den katholischen Polen und Juden die ukrainische Nationalbewegung entscheidend förderte, war eben diese Differenz gegenüber den insbesondere nach dem Toleranzgesetz von 1905 immer intensiver agitierenden



Bis zum 1. Weltkrieg war die Ukraine in das österreichisch beherrschte Galizien und in die russisch beherrschte Dnjepr-Ukraine geteilt.

Katholiken in Kleinrussland für die orthodoxen Geistlichen ein Hindernis für nationales Selbstbewusstsein; der konfessionelle Antagonismus trieb sie erst recht in die Arme „der Großrussen“, die als Träger der gleichen Konfession in den Augen vieler Kleinrussen zum einzig wahren Beschützer der Orthodoxie avancierten. Die kulturelle Unterdrückung durch die Zarenregierung, die Protest und Opposition auch unter weniger national bewussten Kleinrussen weckte, konnte im russischen Reich nur als schwacher Ersatz für die Dynamik dienen, die in Galizien der religiösen Konfrontation mit den katholischen Polen entsprang.

Doch bei allen Unterschieden bleibt eine entscheidende Parallele zwischen der skizzierten Entwicklung in Galizien und in der Dnjepr-Ukraine. Die Wendepunkte für den Einfluss der nationalen Orientierungen innerhalb der griechisch-katholischen Geistlichkeit Galiziens² lassen sich wie die Wendepunkte in Kleinrussland³ auf politische Maßnahmen der jeweiligen Reichsregierungen bzw. Revolutionen zurückführen. Es war daher sowohl in Galizien als auch in der Dnjepr-Ukraine nicht die Stärke oder Überlegenheit des einen kollektiven Entwurfes über den anderen aus sich heraus, sondern äußere politische Faktoren bestimmten – wie so oft in der ukrainischen Geschichte – den Kampf um die Vorherrschaft verschiedener Entwürfe nationaler Identität. Insofern muss die in der jüngsten Forschung zuweilen erfolgte Überbetonung des freien Willens bei der Konstruktion von Nationen⁴ zumindest für den Fall der Ukraine modifiziert und stärker auf die politischen Begrenzungen einer akteurszentrierten Interpretation hingewiesen werden.⁵

Ricarda Vulpius ist seit 1997 Akademische Mitarbeiterin am Osteuropa-Institut, wo sie zur russischen und ukrainischen Nationsbildung lehrt. Sie schreibt ihre Dissertation zur Nationalisierung von Religion in der Ukraine bei Prof. Dr. Andreas Kappeler (Wien).

¹ Genau hierin liegt auch die Brisanz der heutigen Kirchenstreitigkeiten auf ukrainischem Territorium, die eine Wiederholung der Kirchenkämpfe zu Beginn des 20. Jahrhunderts darstellen: Wieder streitet die orthodoxe Kirche, die unter der Moskauer Jurisdiktion steht, mit solchen orthodoxen Kirchen, die unabhängig in der Ukraine wirken wollen. Zu letzteren zählt die Ukrainische Orthodoxe Kirche des Kiever Patriarchats sowie die Ukrainische Autokephale Orthodoxe Kirche, welche bislang offiziell nicht anerkannt ist.

² In Galizien führten die Ereignisse der Jahre 1867 und 1882 zu jeweils erheblichen Veränderungen: 1867 erfolgte der sogenannte österreichisch-ungarische Reichsausgleich, 1882 kam es zu einem Prozeß gegen Pfarrer und Mitglieder einer Gemeinde, die geschlossen zur Orthodoxie übertreten wollte. Näheres bei Himka, John-Paul: Religion and Nationality in Western Ukraine: The Greek Catholic Church and the Ruthenian National Movement in Galicia, 1867–1900. Montreal u.a. 1999.

³ In der russisch beherrschten Dnjepr-Ukraine (damals allgemein auch Kleinrussland genannt) bildeten die Revolutionen von 1904/05 und von 1917/18 die entscheidenden Zäsuren.

⁴ Verwiesen sei beispielsweise auf die Werke von Ernest Gellner und Eric Hobsbawm.

⁵ Vgl. auch Himka, Religion and Nationality, S. 210–212.

Die Praktikumsbörse am Osteuropa-Institut der FU Berlin

- vermittelt Praktika mit Osteuropabezug
- aus allen Bereichen – vom Wirtschaftspraktikum bis zum Praktikum im sozialen Bereich
- in den osteuropäischen Ländern wie in Deutschland

Praktika suchen

Die Praktikumsbörse bietet Studierenden Hilfe zur Selbsthilfe für die Praktikumsuche.

Wir unterstützen mit Adressen, Tipps und konkreten Kontakten.

Praktika anbieten

Die Praktikumsbörse hilft Organisationen, Firmen und anderen Praktikums-Anbietern, qualifizierte PraktikantInnen mit Osteuropa-Kompetenz zu finden.

Veröffentlichen Sie Ihr Praktikumsangebot auf unserer Homepage im Internet:

[Http://userpage.fu-berlin.de/~oeprakt/anbieten](http://userpage.fu-berlin.de/~oeprakt/anbieten)

Kontakt

Praktikumsbörse Osteuropa am OEI
– Hanno Gundert –
Garystr. 55, 14195 Berlin
☎ 030/838-52074 Fax: 030/838-53788
e-Mail: oeprakt@zedat.fu-berlin.de

im Internet

<http://userpage.fu-berlin.de/~oeprakt>

Sprechstunde

im SoSe 2001 (voraussichtlich):
Donnerstags, 13–15 Uhr
im Studienbüro des OEI
(Raum 017, EG)